Nummer 592. XXIII. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Dienstag, 20. November 1894.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Der sozialdemokratische Streit um den Frankfurter Parteitag

wird jetzt in der sozialdemokratischen Presse fortgesetzt. Wie unsere Leser wissen, hat Bebel neulich in Berlin eine Rede gehalten, in welcher er namentlich über die Verwässerung der sozialdemokratischen Partei klagte. Zu dieser Rede bemerkt die Fränk. Tagesp. in Nürnberg, das Organ des Reichstagsabgeordneten Grillenberger:

In einer Berliner Parteiversammlung hat Bebel eine Rede gehalten, wobei ihm wieder einmal „der Gaul durchgegangen" ist, wie ihm dies öfters passirt, wenn etwas nicht nach seinem Kopfe geht. Bebel hat auf dem Frankfurter Parteitag in Folge seines Eigensinns, wenn auch nur indirekt, eine unzweifelhafte Niederlage erlitten, wobei ihm allerdings der ganze Parteivorstand Gesellschaft geleistet hat. Sich darüber zu ärgern, ist sein gutes Recht; nicht sein Recht ist aber, sich über Parteibeschlüsse hinwegzusetzen und dieselben herunterzureißen, wie er es in jener Versammlung thatsächlich gethan. In erster Linie richtet sich sein Zorn ja gegen die Abstimmung in der sogenannten „baierischen Angelegenheit". Er ist aber nicht damit zufrieden, dem diesbezüglichen Beschluß des Parteitages in der für die baierischen Parteigenossen, die er kurzweg „Spießbürger" nennt, denkbar verletzendsten Weise zu opponiren, sondern er spricht von einer Politik der Verwässerung und des Opportunismus, welche durch die „süddeutsche (also nicht blos baierische) Strömung" in die Partei getragen werde. Ueber diese Redensart — etwas anderes ist es nicht — regen wir uns nicht auf. Bebel hält sich einmal für den berufensten Prinzipienwächter, wobei es ihm allerdings manchmal passirt, daß er seine eigenen, mitunter sehr rasch wechselnden, einer oft geradezu verblüffenden „Mauserung" unterliegenden, Ansichten mit dem Parteiprogramm verwechselt. Wir sind uns bewußt, seit mehr als zwei Jahrzehnten immer die Politik vertreten zu haben, die wir auch heute verfolgen: wir haben, immer das erhabene Ziel der Sozialdemokratie vor Augen, nie zu den „Himmelstürmern" gehört, die mit dem Kopf durch die Wand wollen und durch fanatische Prinzipienreiterei der Partei mehr schaden, als sie ihr auf andere Weise nützen, wir müßten es aber auch als eine Verdächtigung zurückweisen, wenn uns Jemand des Opportunismus oder der „Verwässerungspolitik" beschuldigen würde. Wir kennen weder eine „Partei Bebel" noch eine „Partei Vollmar", sondern einfach eine sozialdemokratische Partei.

Auf die Bemerkung Bebels, es wäre das Gerathenste, wenn die Dinge so weiter gehen, Vollmar zum Chef und Leiter der Partei zu machen, damit man sehe, wohin sie steuere, erwiedert die Fr. T. P.:

Damit spricht Bebel unumwunden aus, nicht der Parteitag, sondern der Parteivorstand, eventuell er (Bebel) habe die Direktiven, die Richtschnur für die Partei zu geben. Wir verwahren uns auf das Allerentschiedenste gegen eine derartige Auffassung und geben dem Genossen Bebel zu bedenken, daß die sozialdemokratische Partei nicht das russische Reich ist und daß die Genossen ein autokratisches Regiment einfach nicht dulden werden. Wozu noch Parteitage, wenn der Vorstand oder ein Einzelner, dem die Beschlüsse derselben zufällig nicht passen, sie in einer die tiefste Erbitterung in den Kreisen der betheiligten Genossen hervorrufenden Weise angreifen, ja mißachten oder gar ungerügt über den Haufen werfen darf?! Der Parteitag soll die Instanz sein, welche alle Streitigkeiten schlichtet, Bebel aber nimmt für sich das Recht in Anspruch, den Parteitag selbst zum Zankapfel innerhalb der Partei zu machen.

Der Vorschlag Bebels in der Berliner Versammlung, an die Partei eine Warnung ergehen zu lassen, wird für eine „grobe Anmaßung" eine „Ueberhebung sonder Gleichen" erklärt. Und auf die Frankfurter Aeußerung Auers, daß die Baiern sich der Gesammtpartei nur erinnerten, wenn sie Geld brauchten, wird gesagt, man hätte sich nicht mit den paar Tausend Mark „dicke thun" sollen, die für Preßzwecke nach Baiern gekommen, während norddeutsche Lokalblätter verschwenderisch subventionirt wurden.

Zum Schluß heißt es ziemlich kräftig:

Alles in allem können wir indeß sagen, daß, wenn uns auch das Auftreten Bebels in Berlin, welches ganz und gar den Traditionen unserer Partei widerspricht, nicht anmuthet, wir dasselbe trotz alledem zunächst nicht allzu tragisch nehmen. Wer das Temperament Bebels kennt, weiß, daß er, wenn seine Aufregung vorbei, sein Aerger verrauscht ist, sich selbst Vorwürfe darüber macht, daß er Dinge geredet hat, die er bei anderen Parteigenossen als „Dummheiten" bezeichnen würde. Freilich ist es nicht Jedermanns Sache, sich Derartiges auf die Dauer gefallen zu lassen. Ob es die Partei dauernd ruhig ertragen wird, ist eine Frage, die wir, weil wir bei den Bebelschen Angriffen als interessirt gelten, nicht selbst beantworten wollen. Niemand in der Partei denkt an eine Spaltung, nur Bebel malt fortgesetzt zum Gaudium unserer Gegner dieses Gespenst an die Wand.

Hiergegen ergreift nun „Genosse Bebel" im „Vorwärts" das Wort. Er schreibt zunächst:

Die vorstehenden Auslassungen der „Fränk. Tagespost", die von Grillenberger herrühren — dafür spricht ihr Ton — zeichnen sich, wie man das bei ihm gewohnt ist, weit mehr durch urbaierische Grobheit und kühne Unterstellungen, als durch Logik und sachgemäße Widerlegung aus.

Grillenberger wirft mir „Eigensinn", „Geschmacklosigkeit" und „Ueberhebung ohne Gleichen" vor, ich erstrebte ein „autokratisches Regiment" und „setzte mich über die Parteitagsbeschlüsse hinweg." Der Parteiversammlung des zweiten Berliner Wahlkreises, die, wie ich, von dem Recht der Kritik und der Meinungäußerung über die Zustände in der Partei und die Haltung des Parteitages Gebrauch gemacht hat, ein Recht, daß niemand weniger sich nehmen läßt als Grillenberger, wirft er „grobe Anmaßung" vor. Eine Fülle von Liebenswürdigkeiten, wie sie Grillenberger stets, wenn er in seiner Berserkerstimmung ist, sich zu schulden kommen läßt. . . . .

Es macht auf mich einen erheiternden Eindruck, daß der Mann mir Hinweisungen über die Beschlüsse des Parteitags vorwirft, der in Frankfurt wiederholt in seiner Rede und durch Zwischenrufe aufs nachdrücklichste erklärte, einem Beschlusse, wenn derselbe im Sinn des von einer Anzahl Genossen und mir gestellten Antrags ausfalle, sich nicht fügen zu wollen. Ich habe mit keiner Silbe erklärt, die Beschlüsse des Parteitags für nicht bindend anzusehen, ich habe vielmehr das Gegentheil ausgesprochen, aber ich habe mir das Recht genommen, was jeder von uns hat, die Beschlüsse und die Haltung des Parteitags zu kritisiren, und ich werde von diesem Rechte der Kritik rückhaltlos Gebrauch machen, so oft ich das für nothwendig halte. Geschah diesmal meine Kritik in einer Weise, die Grillenberger und Genossen nicht gefiel, so will ich bekennen, daß dies auch nicht der Zweck derselben war. Was ich gethan habe, habe ich mit Vorbedacht gethan, muß aber sehr bitten, mir nicht Ausdrücke und Anschuldigungen in den Mund zu legen, die ich nicht ausgesprochen habe. So läßt zum Beispiel der Artikel Grillenbergers mich sagen, daß ich die baierischen Parteigenossen kurz Spießbürger genannt hätte, was eine grobe Fälschung meiner Worte ist.

Wie weit meine Sehnsucht nach „autokratischem Regiment" geht, beweist meine Aeußerung, daß ich in Frankfurt zwei Tage entschlossen gewesen bin, kein Mandat für die Parteileitung mehr anzunehmen, und wenn ich dies schließlich dennoch auf Zuspruch mehrerer Freunde gethan, ich doch unsicher sei, ob ich es auf die Dauer behalte.

Wer so spricht, dem kann man alles andere als „autokratische Gelüste" vorwerfen, ich bleibe, was ich bin, auch wenn ich eines Tages die Bürde dieses Amtes abschüttele, und sie einem anderen übertragen wird. Zum Lachen reizt es aber, wenn Grillenberger in den Worten: „Wenn die Dinge so weiter gehen, ist es das Gerathenste, Vollmar zum Leiter der Partei zu machen, dann wird man sehen, wohin wir steuern", die Ansicht von mir erblickt, „nicht der Parteitag, sondern der Parteivorstand, eventuell er (Bebel) habe die Direktiven, die Richtschnur für die Partei zu geben." Daß Grillenberger solche Sätze niederschreiben konnte, zeigt mir, daß er trotz seiner langen Thätigkeit im öffentlichen Leben noch nicht weiß, daß es eine ganz selbstverständliche Forderung ist, die Leitung der Geschäfte eventuell jenen zu übertragen, die in ihren Anschauungen den Intentionen der Mehrheit entsprechen.

Das Schreien rühre daher, weil die Partei, wie selbstverständlich, die Taktik für alle ihre Mitglieder bestimmen müsse. Das Zugeständniß, daß die Partei kein Recht haben solle, sich in die inneren Verhältnisse der einzelnen Länder einzumischen, sei ein Nachgeben an die rückständigsten partikularistischen Gesichtspunkte und Vorurtheile. Man steuere auf die Bildung einer speziellen baierisch sozialdemokratischen Partei hin; was Grillenberger freilich nicht zu merken scheine, wenn man ihn mit der Nase darauf stoße.

Auf die Bemerkung Grillenbergers, man solle sich mit den paar Tausenden Mark „nicht dicke thun", die Baiern bekomme, erwiedert Bebel:

Als ich das las, faßte ich mich an den Kopf und frug mich, ob der Schreiber jener Zeilen bei Trofte sei. Weder Auer noch ich haben mit jener Bemerkung über die den baierischen Genossen gewährten Hilfsleistungen der Gesammtpartei „dick thun" wollen. Es handelte sich für uns nur darum, dem jetzt so energisch vertretenen Partikularismus gegenüber, der sich jede Einmischung in Landes-Angelegenheiten verbittet, daran zu erinneren, daß man diese Haltung verleugne, wenn man die Hilfe der Gesammtpartei brauche. Um nichts weiter. Was Baiern von der Gesammtpartei erhalten hat, weiß Grillenberger so gut wie ich, daher ist seine wegwerfende Kritik einfach unbegreiflich. Da er sie aber übte, so sei doch daran erinnert, daß die „Münchener Post, die vor dem Untergang stand, vor etwa zwei Jahren allein 12,000 Mark erhielt und einer ihrer Redakteure über Jahr und Tag einen Zuschuß pro Monat von 120 Mark als „Agitationsbeitrag" bekam; Preß-Unterstützungen im Betrage von zusammen mehreren Tausenden gingen ferner an mehrere andere baierische Orte, über 10,000 Mark wurden für die Reichstags-Wahlagitation nach Baiern gezahlt; für andere Agitationszwecke wurden mehrere Male mehrere hundert Mark bewilligt; erhebliche Beträge wurden an Unterstützungen für gemaßregelte Genossen nach Baiern gesandt, desgleichen wurden vieletausend Broschüren auf Kosten der Gesammtpartei in Baiern vertheilt. Endlich zahlt auch die Diäten der baierischen Reichstags-Abgeordneten die Gesammtpartei. Allen diesen Ausgaben steht eine kaum nennenswerthe Einnahme aus Baiern gegenüber.

Daß die Partei seiner Zeit auch für das Nürnberger Geschäft mit ganzer Kraft eintrat, als dasselbe schwere Zeiten zu überwinden hatte, weiß Grillenberger ganz genau. Seine Auslassungen entsprechen also nicht der Wahrheit und den Thatsachen. Auf welcher Seite hiernach die „Geschmacklosigkeit" ist, die Grillenberger Auer und mir vorwirft, überlasse ich der Beurtheilung der Leser.

Bebel bestreitet, daß er das Gespenst der Spaltung an die Wand male:

Daß die Gegner seit Jahren diesen Gedanken hegen und pflegen, ist nicht meine Schuld, sondern ist die Schuld jener Seite, die seit Jahren der Partei eine neue Taktik empfiehlt und die Verwässerungspolitik betreibt und Grillenberger weit näher steht als mir. Zur Warnung vor einem Wege, den ich für falsch und verhängnißvoll halte, habe ich genau so das Recht wie jene, die den in meinen Augen falschen Weg gehen und empfehlen.

Der sozialdemokratische Führer scheint zu vergessen, daß er oben von einer speziell baierischen Partei gesprochen. Das Erheiternde an der Polemik ist, daß die sich streitenden Führer einander vorwerfen, daß sie auf Spaltung der Partei hinarbeiten.

* * *

Die Hauptstütze der Sozialdemokratie beim **Bierboykott** in Berlin bildet bekanntlich das hiesige **„Münchener Brauhaus"**. In letzter Zeit wurde nun das Gerücht verbreitet, der Abgeordnete **Singer** sei an diesem Unternehmen interessirt. Die Kreuzztg. schrieb nun:

Die gutgläubige Gefolgschaft des Herrn Singer hat natürlich keine Ahnung davon, daß sie nur darum den ganzen Sommer und Herbst hindurch schlechtes Bier trinken und sich gegen die „Bierprotzen" aufregen mußte, damit die Aktien des Münchener Brauhauses im Kurse stiegen und einigen Spekulanten großen Gewinn einbrachten. . . . Dies eine, zufällig bekannt gewordene, wenn auch sorgfältig mit allerlei Strohmännern „kaschirte" Beispiel der Auswucherung von Sozialdemokraten durch Sozialdemokraten wird deshalb nicht das einzige bleiben. Börsenkundige sozialdemokratische Führer werden solche Erfahrungen bald in noch größerem Maßstabe verwerthen.

Darauf entgegnet Herr Singer im „Vorwärts":

Es ist selbstverständlich nicht meine Sache, die etwaigen Börsenmanipulationen der Aktiengesellschaft „Münchener Brauhaus" zu vertheidigen, aber ich darf das Recht für mich in Anspruch nehmen, in der Sache das Wort zu ergreifen, weil die „Kreuz-Zeitung" und zwar heut nicht zum ersten Male meinen Namen mit jenen Börsenmanövern in Zusammenhang bringt. Diesem Umstand gegenüber erkläre ich, daß ich niemals weder direkt noch indirekt Aktien des „Münchener Brauhauses" besessen, gekauft oder verkauft habe. Ebenso war ich niemals weder direkt noch indirekt, weder selbst

Anton Rubinstein †.

Petersburg, 20. November.
Anton Rubinstein ist heute in Peterhof am Herzschlag gestorben.

Am Herzschlag gestorben, ohne daß man von einer Krankheit etwas gehört hätte! Das läßt darauf schließen, daß der große Künstler und gute Mensch, der mit Anton Rubinstein dahingegangen, einen leichten Tod gehabt hat. Darin liegt wenigstens ein kleiner Trost für die zahlreichen Freunde, die das Hinscheiden dieses ausgezeichneten Mannes beweinen werden. Ja, beweinen! denn wie Wenige hat er in seinem Leben neben seinen künstlerischen Großthaten Handlungen der Nächstenliebe verrichtet, die ihm die Dankbarkeit sehr weiter Kreise sichern.

Anton Rubinstein wurde am 28. November 1830 zu Wechwotynetz bei Jassy geboren, er ist also fast genau 64 Jahre alt geworden. Schon in frühester Jugend wurde seine eminente musikalische Begabung erkannt und von seiner ebenso verständigen als kunstsinnigen Mutter, die selbst eine vorzügliche Klavierspielerin war, sorgsam gepflegt. Auch Rubinstein gehörte einst der zahlreichen Klasse der Wunderkinder an; seiner Mutter hat er es in erster Reihe zu danken, daß er nicht wie so viele vor der Zeit zu Grunde gegangen ist, sondern mählig zum großen Künstler heranreifen und als solcher ungemessene Triumphe erleben konnte.

Sein Leben, nicht arm an Kämpfen, war reich an Arbeit, Ehren und Erfolgen. Wenn es eins gab, was in ihm bei einer Rückschau über Erstrebtes und Erreichtes Bitterkeit erregen konnte, so war es die Thatsache, daß er als Komponist nicht dieselbe unbeschränkte Anerkennung fand, wie als Pianist. Freilich auch als Tondichter ist er mit Recht vielfach gefeiert worden, aber da hatte er doch viele Götter neben und gar manche über sich, während er als ausübender Künstler, einzig in seiner Art, keinen Nebenbuhler zu fürchten hatte. Man hat ihn den Klaviertitanen genannt und als Klaviertitan zeigte er sich noch im vorigen Jahre, als er in drei Matineen den Musikbeflissenen Berlins einen Ueberblick über die von ihm geschaffene Klavierliteratur gab. Es mag unter den Jüngeren Einen und den Anderen geben, dessen Technik sicherer, zuverlässiger ist, als die des Dreiundsechszigjährigen war, aber den gewaltigen Eindruck wie er, vermochte keiner mehr hervorzubringen.

Zwei Dinge zeichneten ihn vor allen Anderen aus, das auf einem bewußten Subjektivismus basirende, hinreißende Temperament im Vortrage und der wunderbare Anschlag. Man konnte mit ihm grollen, wenn er, plötzlichen Eingebungen folgend, das künstlerische Maß verlor, und eine Beethovensche Sonate derart spielte, daß Beethoven kaum mehr zu erkennen war, aber man vergaß dabei doch nicht, daß ein Großer den Groll erweckt hatte. Und wie schnell und leicht versöhnte er uns wieder, wenn er unmittelbar darnach Haydnsche Variationen in all ihrer einfachen Schönheit auf den Tasten sang. Wie man bei Niemann durch eine falsche Intonation kaum momentan irritirt wurde, so nahm man es bei Rubinstein gern in den Kauf, wenn er einmal kräftig danebenschlug oder auch eine Anzahl Noten ganz unter den Flügel fallen ließ. Der Gesammteindruck war stets so bedeutend, daß man der Einzelheiten nicht gedachte. Rubinstein war eben am Klavier immer eine ausgeprägte, geniale Persönlichkeit, die ihre sich scharf von allen Anderen abhebende Eigenart zur Geltung brachte. Darin liegt das Geheimniß des Zauberers, der den Hörer unwiderstehlich in seinen Bann schlug.

Genialität und Eigenart nun ist ganz gewiß dem Tondichter Rubinstein auch nicht abzusprechen, aber was dem ausübenden Künstler zum Vortheil gereichte, mußte dem schaffenden zum Schaden werden. Eine augenblickliche Eingebung wirkt, im Augenblick dem Hörer vermittelt, ursprünglich, überraschend, erfrischend, sie verliert diese Wirkung, wenn sie für die Dauer fixirt wird. Daran kranken die meisten Rubinsteinschen Kompositionen, daß er nicht ausmerzte, was nur für den Tag geboren war. Unermüdlich wie als Klavierspieler, war er auch als Komponist, und unerschöpflich war der Quell seiner Erfindung; aber die Selbstkritik stand nicht im Einklang mit der Schaffenskraft. Es fehlte Rubinstein die Geduld, auszuführen, was er geschrieben. So finden wir in seinen größeren Kompositionen neben den besten Einfällen, lange öde Strecken, in denen er uns nichts Neues zu sagen weiß. Ein Vorzug ist dabei, daß er uns dann nichts vorheuchelt, daß er nicht durch ergrübelte Kunststückchen den Anschein zu erwecken sucht, als sei in der Tiefe etwas verborgen, was wir nur nicht finden können; aber es ist unausbleiblich, daß unser Interesse erlahmt, wo seine Phantasie in ihrem hohen Fluge nachläßt.

Versucht hat sich Rubinstein auf allen Gebieten der Musik. Neben seinen zahlreichen kleineren Klavierkompositionen und Liedern hat er uns fünf Klavierkonzerte und ein Violinkonzert hinterlassen; Kammermusikwerke der verschiedensten Art, Sinfonien, geistliche Opern, wie „Das verlorene Paradies" und „Der Turmbau zu Babel", weltliche wie „Die Kinder der Haide", „Feramors", „Die Makkabäer", „Dämon", eine komische „Unter Räubern", Balletts wie „Die Rebe", Oratorien wie „Moses" und „Christus", legen Zeugniß von seiner schöpferischen Thätigkeit ab. Sie haben alle mehr oder weniger Beifall gefunden; was davon lebendig bleiben wird, steht dahin; am meisten Aussicht haben jedenfalls die kleinen Klavierstücke und die Lieder, unter denen sich viele echte Perlen befinden, auf ewiges Leben.

Hat sich durch seine Schöpfungen Rubinstein somit einen hervorragenden Platz in der Geschichte der Musik erobert, so